

## XVII. Ordentlicher Professor der Staatswissenschaften an der Bonner Universität 1904-1917

Bonn war mir nicht mehr unbekannt, aber ich war immer nur für kurze Zeit und zu bestimmten Zwecken dorthin gekommen. Erst jetzt konnte ich mich der Stadt erfreuen, von der gesagt worden ist, sie sei von allen Rheinstädten durch den Blick auf das Siebengebirge über den seenhaft verbreiterten Strom bevorzugt. Die dem 18. Jahrhundert entstammenden Schlösser der kurkölnischen Fürsten in Bonn und Poppelsdorf entsprechen der Grossartigkeit der Lage.

Wie mit der Stadt war ich auch mit der Universität bereits oberflächlich bekannt. Sie war nicht ein bodenständiges Gebilde der Rheinlande, sondern ein Geschöpf des preussischen Staates. Meine Vorlesungen wurden, wie bisher, im Hauptschloss abgehalten. Das entsprach auch dem Bedürfnis. Das konnte man vom Seminar nicht sagen. Es war in den kellerartigen Räumen eines Nebengebäudes untergebracht. Die Universität war jetzt aber in eine Periode des Aufschwungs eingetreten; sie zählte 1899 2000, 1903 3000, 1912 4000 Studenten und wurde die zweitgrösste preussische zeitweise die viertgrösste deutsche Universität.

Die philosophische Fakultät, deren Mitglied ich wurde, hatte bisher der Bonner Universität ihr Hauptgepräge gegeben. Philologen und Historiker waren es, die sie vor allem bekannt gemacht haben. Ritschl und Jahn hatten sie zu einem „europäischen Mittelpunkt der klassischen Philologie“ erhoben, und ihre Nachfolger – Usener und Bücheler – hatten den Ruhm gemehrt. Neben der Philologie hatte die Geschichtswissenschaft eine Reihe glänzender Vertreter aufzuweisen. Es brauchen nur die Namen Niebur, Dahlmann und Sybel genannt zu werden.

Bald nach meiner Übersiedlung nach Bonn wurde ich in das seinerzeit von Ritschl gegründete „Freundschaftskränzchen“ der bonner Professoren aufgenommen. Ihm gehörte auch der Kurator der Universität an, und er war vielleicht unter den Interessantesten Mitgliedern das interessanteste. Denn es war der intime Mitarbeiter des Fürsten Bismarck, Franz v. Rottenburg. Er nahm auch wegen seiner Persönlichkeit eine hochgeachtete Sonderstellung in Bonn ein. Wenn er einmal von Bismarck erzählte, mit dem er Jahre lang täglich zusammen gewesen war, dann war das ein Erlebnis. Um ihn gruppierte sich eine Schar von Professoren, wie sie sich auch nicht häufig findet. Nie werde ich einen Vortrag Büchelers vergessen. Er knüpfte an eine unscheinbare altgriechische Tonscherbe an, und liess uns, angesteckt durch die wunderbare Begeisterung des Redners, die Freuden des Entdeckens, entziffens und Deutens so stark durchleben, dass man fast das Gefühl gewann, diese Scherbe sei der Schlüssel für die bedeutsamsten Geheimnisse des Altertums. Ich habe nie wieder durch einen Vortrag für den Redner so Feuer gefangen. Interessant war es natürlich auch – um nur einige Namen zu nennen – Männer wie den menschenscheu in der Welt der Kunst lebenden Justi, den vielseitige interessierten, naturburschnhaften Chirurgen Bier, den temperamentvollen und gestreichen Juristen Zitelmann, den feinsinnigen Botaniker Strassburger reden zu hören; aber noch mehr freute ich mich immer auf das

zwangslose Gespräch während des Abendessens und nach demselben. Da entwickelte sich erst das Gefühl Mitglied einer Gemeinschaft zu sein, wie es ähnlich nicht viele gibt.

In der jungen Bonner Universität war mein Fach besonders jung. Ich hatte nur zwei richtige Vorgänger. Gothein, dessen Lehrstuhl ich einnahm, war zusammen mit Dietzel 1890 an die Bonner Universität berufen worden; jener vertrat die historische Richtung und interessierte sich besonders für Kulturgeschichte, dieser war durch und durch Theoretiker, Schüler Adolf Wagners, doch in seinen wirtschaftspolitischen Ansichten von ihm völlig abweichend. Sie waren zusammen Nachfolger Nasses, der 1860 als Erster einen Lehrstuhl der wirtschaftlichen Staatswissenschaften in Bonn erhalten hatte, und als der Verein für Sozialpolitik gegründet wurde, sein erster Präsident wurde.

In Dietzel hatte ich einen Fachkollegen, der nicht, wie ich durch die Probleme des Wirtschaftslebens, sondern durch die Wirtschaftsschriftsteller von Adam Smith bis John Stuart Mill für Wirtschaftswissenschaft gewonnen worden war. Nicht die Wandlungen im Wirtschaftsleben, sondern die Meinungsverschiedenheiten der Theoretiker interessierten ihn. Ein zum Grübeln neigender Sohn des Nordens, war er ein scharfsinniger Systematiker, dem man sich gefangen gab, wenn man gewisse allgemeine Voraussetzungen ihm einräumte; theoretisches Denken konnte man in Deutschland vielleicht nirgends besser als bei ihm lernen; hat es ihm auch an eigentlichen Schülern, so doch nie an dankbaren Zuhörern gefehlt. Aber er war ein Widerspruchsgeist. Hauptschüler Adolf Wagners, wurde er schärfster Gegner der handelspolitischen Lehren seines Lehrers. Obwohl Dietzel und ich in der Erfassung und Lösung wirtschaftspolitischer Fragen sehr verschiedener Meinung waren, ist es zwischen uns niemals zu einem Konflikt gekommen. Freilich kam es auch nicht zu engeren persönlichen Beziehungen. Das erklärte sich aber daraus, dass er sich seit seiner Verheiratung aus dem gesellschaftlichen Leben überhaupt zurückgezogen hatte.

Erst in Bonn fing ich an, mich richtig als Professor zu fühlen. Bisher hatten Pflichten und Sorgen des Studiendirektors voran gestanden. Die Vorlesungen waren daher nie zu ihrem Recht gekommen. Jetzt endlich konnte ich mich ihnen in Ruhe widmen. Ich richtete mein Streben darauf, in jeder Vorlesung oder in dem von mir bevorzugten Paar zweier zusammenhängenden Vorlesungen zu einem gewissen Abschluss zu kommen. Das gelang meist, oft in verblüffendem Masse. Man gewann ein unbewusstes Zeitgefühl.

Mehr als die Berliner Vorlesungen schwebten mir als Vorbild die Freiburger Vorlesungen von Philippovich vor, die mich für die Volkswirtschaftslehre gewonnen hatten. Sie waren vielleicht manchmal etwas mit Material überladen gewesen, aber ihre Art, inmitten fesselnder Darlegungen einige wuchtige Fragezeichen unbeantwortet zu lassen und Ausblicke in einstweilen unerreichbare Fernen zu eröffnen, hatte ich selbst zu sehr als wertvollen Arbeitsanreiz empfunden, um nicht ähnliches auch meinerseits zu versuchen. Endlich hatte ich auch gelernt, dass man sich nicht zu sehr auf sein Gedächtnis verlassen und mit kurzen Stichworten begnügen durfte, wie ich es anfangs musste. Selbst das erstaunlichste Gedächtnis erweist sich als unzureichend wenn man vielerlei Vorlesungen zu halten hat. Ausarbeitungen sind daher nötig; sie dürfen nur nicht versteinern.

Auch machte ich mir zur Pflicht, bei jeder Wiederholung einer Vorlesung die inzwischen erschienene Literatur durcharbeiten. Dadurch werden Frische und Aktualität erhalten. Das hat sich bewährt, wenn es sich auch nicht immer durchführen liess.

Mit der allgemeinen und der speziellen (praktischen) Volkswirtschaftslehre hatte ich zunächst so viel zu tun, dass ich die Finanzwissenschaft noch hinausschob. Aber auch sie reizte mich. Ihr gegenüber war ich besonders umstürzlerisch. Die übliche Einzeldarstellung aller Steuern, Abgaben und Gebühren hatte regelmässig das Ergebnis, dass in jedem Fall der Schatten das Licht überwog; die Zusammenstellung der Einzelmassnahmen zu einem System, in dem die Vorzüge eines Teils die Nachteile eines anderen möglichst ausgleichen, kam überhaupt nicht zur Geltung. Dem konnte man nur begegnen, wenn man in den Mittelpunkt der Erörterung die Finanzsysteme der verschiedenen Länder rückte und ihre Besonderheiten erklärte und kritisch beleuchtete. Erst durch solche vergleichende Behandlung liess sich, wie mir schien, ein finanzpolitisches Urteil heranbilden, auf das es schliesslich doch ankam.

Mehr noch als an den Vorlesungen lag mir auch jetzt an den Übungen. Von ihnen hatte ich in meiner Studienzeit zwei Typen kennen gelernt. In einem schloss sich die Seminarartigkeit an die wissenschaftlichen Arbeiten des Seminarleiters an. Das galt mit Einschränkungen von Schmoller und ist wohl am systematischsten von Sombar durchgeführt worden. Hier gewann man wertvolle Einblicke in die wissenschaftliche Arbeitsweise des Dozenten. Der zweite Typus bestand darin, dass Schülerarbeiten verschiedenster Art vorgetragen wurden und dass sich im Anschluss daran Auseinandersetzungen zwischen dem Lehrer und seinen Schülern ergaben, in die gelegentlich auch andere Mitglieder des Seminars eingriffen. Das gab dem Seminar Wagners das Gepräge. Hier gewann der vortragende Schüler manchmal wertvolle Hinweise für seine Arbeit. Darauf beschränkte sich aber im wesentlichen der Gewinn. Übungen mussten, wie mir schien dem Seminar im ganzen mehr bieten. In ihnen musste die Teilnehmer lernen, mit den in den Vorlesungen dargelegten Lehren zu arbeiten und sich die Besonderheiten eines bestimmten Tatsachen-Komplexes zu vertiefen. Nur im Seminar konnte ein brauchbarer Volkswirt heranreifen. Sollte das Seminar diese Aufgabe erfüllen, so musste die Arbeit in ihm so gestaltet werden, dass jedes Mitglied von ihr in jeder Sitzung Nutzen hatte. Das liess sich nur erreichen, wenn das behandelte Thema im Seminar eine im Wesentlichen erschöpfende Erörterung erfuhr – nicht was die Tatsachen, aber was die Fragestellungen anlangte -, und das hatte zur Voraussetzung, dass die Erörterung zielbewusst durch Fragen geleitet wurde, was natürlich eine gründliche Vorbereitung erforderte. Es kam also vor Allem auf das Methodische an und seine Ermittlung geschah durch Frage und Antwort. Ziel war ein gründliches Durchdenken jedes behandelten Themas und damit jedes Themas überhaupt. Meine Schüler haben mir später durch freundliche Worte und schöne Erfolge immer wieder gezeigt, dass solche Erziehung auch erreicht wurde. Mein Seminar erhielt starken Zulauf und es waren nicht die Schlechtesten, die es aufsuchten. Da sich in Bonn jeder Arbeitssitzung ein Zusammensein beim Glase Bier anschloss, knüpften sich auch nicht nur unter den Mitgliedern, sondern auch zwischen Lehrer und Schülern freundschaftliche Beziehungen, die oft Jahrzehnte hindurch hielten.

Mit dem Seminar verbanden sich Besichtigungen und Ausflüge. Meine in Köln gesammelten Erfahrungen kamen mir bei ihnen zugute; aber sie wurden jetzt – ich möchte sagen – systematisiert. Etwas besichtigen, was man nicht versteht, bringt keinen Nutzen; und Männer der Praxis, welche die Zusammenhänge der Arbeit überschauen und darlegen können, sind infolge der weitgehenden

Arbeitsspezialisierung selten geworden. Die Hauptarbeit muss daher der Leiter des Seminars selbst leisten. Dieser Arbeit habe ich viel zu verdanken. Denn durch sie ist in das, was ich gelehrt habe, immer etwas persönlich Erlebtes hineingekommen. Habe ich doch, wie ich einmal roh berechnet habe, reichlich vierhundert Fabriken und ähnliche Anlagen im Laufe der Zeit mit Schülern oder auch allein, im Inland und im Ausland besichtigt. Dem habe ich es zu danken, wenn ich der in meinem Fach schlummernden Gefahr lebensfremder Bücherweisheit im wesentlichen entronnen bin.

Die Besichtigungen und Ausflüge konnte ich aber nur so mannigfaltig ausgestalten, weil ich mich nach Kräften bemühte das Bedürfnis nach „Fortbildung“ zu befriedigen, das sich damals in den Kreisen der Wirtschaft zu regen begonnen hatte. Die „Gesellschaft für wirtschaftliche Fortbildung“, welche insbesondere Herr Merton in Frankfurt ins Leben gerufen hatte, wandte sich jetzt wieder, wie schon mehrfach vorher, an mich mit der Bitte, für sie tätig zu sein, und ich freute mich, jetzt ihrem Wunsche entsprechen zu können. In ihrem Auftrag und in Verbindung mit der Kölner Handels-Hochschule organisierte ich einen „zwölfwöchigen Vortragskursus für Ingenieure, Chemiker und Beamte industrieller Unternehmungen“ in Essen-Ruhr. Die Veranstaltung war ein grosser Erfolg, auch für meine Bonner Pläne und Bemühungen. Denn sie verschafften mir eine Fülle persönlicher Bekanntschaften. Insbesondere wurde ich damals mit dem späteren Direktor der Deutschen Bank, Schlitter, bekannt. Die in Essen begründete Freundschaft fand später in Berlin ihre Fortsetzung.

Der Essener Vortragskursus, der zwei Wochen lang täglich sechs Vorlesungen darbot, hatte den Vorzug einer intensiven Betätigung seiner Teilnehmer, aber die nötige Beurlaubung machte Schwierigkeiten; Kurse dieser Art blieben daher Ausnahmen. Verbreiteter waren Abendkurse, die von einer Handelskammer oder auch Stadtverwaltung veranstaltet wurden. Ich habe solche Vortragsreihen, die meist am Sonnabend Abend stattfanden und durch sechs Wochen hindurch gingen, in Düsseldorf, Mühlheim (Ruhr) und Solingen, in Barmen und Krefeld, auch in Oberhausen und Duisburg gehalten. Wurde ich durch sie auch nicht, wie seinerzeit in Essen, mit einem grösseren Teil der Zuhörerschaft bekannt, so gewann ich doch gleichsam einen Schlüssel zu den wichtigsten Werken der verschiedenen Bezirke, und es fehlte auch nirgends an wertvollen persönlichen Bekanntschaften. Ganz besonders war das in Mühlheim (Ruhr) der Fall. Dort sprach ich in einer Reihe von Vorträgen über nordamerikanische Wirtschaftsprobleme. Nach dem vierten oder fünften Vortrag kam Oberbürgermeister Lemke zu mir: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten: Hugo Stinnes hat noch kein Mal gefehlt“. Ich hatte keine Ahnung, dass er zu meinen Zuhörern gehörte. „Kennen Sie ihn denn gar nicht?“ „Nie gesehen“. „Wollen Sie ihn kennen lernen?“ „Natürlich, gern!“ „Dann kommen Sie zum Abendessen mit ihm zu mir. Er wird bis Mitternacht nichts sagen; aber meine Frau wird ihn dann schon zum reden bringen!“. So geschah es auch. Nach Mitternacht fing Hugo Stinnes unter dem Anreiz vielseitiger Fragen an, ein Bild seiner verwirklichten Absichten und weiteren Plänen zu entwickeln. Über die grossartige Offenherzigkeit war auch Oberbürgermeister Lemke erstaunt. Niemals vorher und niemals wieder habe ich einen so tiefen Einblick in die geistige Werkstatt eines Grossunternehmers tun können. Diese mitternächtliche Unterhaltung hat manche bedeutsame Fortsetzung erfahren. Das Bild von Hugo Stinnes hängt auch in meinem Arbeitszimmer.

Von meinen Vorträgen am wichtigsten waren diejenigen in der Berliner Gesellschaft für staatswissenschaftliche Fortbildung, die sich fast regelmässig – immer über andere Themata –

wiederholten. Sie machten viel Arbeit, aber lohnten sie auch. Denn die Zuhörerschaft bestand aus akademisch gebildeten reifen Männern; auch schlossen sich an die Vorträge vielfach Besichtigungsfahrten an. Die interessanteste war die mehrwöchentliche Fahrt nach Russland, von der später in anderem Zusammenhang noch zu sprechen ist. Am schönsten war die nach Lothringen und Luxemburg. Auf ihr besuchten wir nicht nur die grossen Eisenerzgruben und Hüttenwerke, sondern auch die Schlachtfelder aus dem Anfang des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Diese Fahrt hatte für mich noch ein Nachspiel. In einem Vortrag erschien, als ich schon sprach, die schlanke Figur eines hohen Offiziers, der mir sehr auffiel. Ich merkte aber nicht, dass ich ihn kannte. Es war General v. Falkenhayn, neben dem ich einst in Wusung stand, als er die Parade über die alten und die neuen chinesischen Truppen abhielt, der spätere Kriegsminister und Oberbefehlshaber des deutschen Heeres im ersten Weltkrieg. Er war damals Gouverneur der Festung Metz. Nach dem Vortrag ein freudiges Erkennen. Kurz darauf eine Einladung zum Besuch der Festung Metz. Der Stabschef führte mich umher, höchst aufgeregt darüber, einen Zivilisten nicht nur alles zeigen, sondern auch alle Fragen beantworten zu sollen; das habe es noch nie gegeben. Bald verstand ich seine Erregung.

Eine Anzahl Kriegsschiffe hatte ich früher, insbesondere in Ostasien, besichtigen dürfen. Die tief in der Erde versteckte und trotz Ausdehnung und Kompliziertheit doch einem Willen gehorchende gewaltige Kriegsmaschine, die ich jetzt in mehrstündiger Besichtigung zu sehen bekam, überstieg weit nicht nur alles bisher Gesehene, sondern auch meine kühnsten Erwartungen. Drei Nächte habe ich von dem, was ich gesehen habe, geträumt. Ich suchte mir dann klar zu machen, worin der starke Unterschied im Eindruck begründet war. Beim Kriegsschiff bildete die Schnelligkeit den Hauptschutz, bei der unbeweglichen Festung Geheimhaltung. Hatte ich dort von Geheimnissen kaum etwas gehört, so war die Festung Metz nicht zu verstehen, wenn man von ihren Geheimnissen nichts erfuhr. Das war es, was die Besichtigung so aufregend gemacht hatte. Darum begriff ich auch nicht, dass mir der Besuch gestattet, sogar aus freien Stücken angeboten worden war. Vielleicht kam die Erklärung nach kurzer Zeit. Ich erhielt nämlich vom Staatssekretär des Reichsamts des innern, Clemens Delbrück, die überraschende Einladung, als Mitglied an einer „Rüstungskommission“ teilzunehmen. Es handelte sich um Rüstungen der Vergangenheit. Sie hatten neuerdings im Reichstag, neben der Kolonialfrage, zu den heftigsten Auseinandersetzungen geführt. Es war nämlich ein internationaler Wettlauf in der Bewaffnung entstanden, zuerst in Gewehren, bald auch in Kanonen, schliesslich in Kriegsschiffen und ganzen Festungen. Zugleich waren schwere Angriffe gegen Rüstungsfabriken – von Ahlward gegen Löwe und Co., von Erzberger gegen Krupp – gerichtet worden. Eine Prüfung war nötig. Bei den Kolonien hatte die Einsetzung eines Kolonialrats Abhilfe geschaffen. War Ähnliches nicht auch bei der Rüstung möglich? Die Verhandlungen lösten sich aber in einen heftigen Redekampf zwischen Helfferich und Erzberger auf. Im übrigen standen technische Fragen im Vordergrund, die nur vom Militär selbst gelöst werden konnten.

Vorträge wie die als Beispiel angeführten, wurden mir wertvoller als weitere Vorlesungen an der Handels-Hochschule. Einige Semester habe ich diese dort noch fortgesetzt. Dann zog ich mich ganz zurück. Aber ein anderer Teil meiner bisherigen Tätigkeit blieb lebendig. Ich war schon in meiner Kölner Zeit – im März 1904 – vom Kronprinzen zu Vorträgen über Handelspolitik nach Potsdam gebeten worden. So freundlich er vor und nach den Vorträgen sowie bei der anschliessenden Abendtafel war,

das Ganze hatte etwas Ungemütliches, einerseits wegen der kalten Pracht des Kabinetts Hauses, in dem die Vorträge stattfanden, und andererseits wegen des zugezogenen weiten Kreises mir nach Bildung und Stellung unbekannter Zuhörer, mit denen einen persönlichen Kontakt durch den Vortrag zu gewinnen nicht möglich war. Im folgenden Jahr heiratete der Kronprinz. Zur Hochzeit am 6. Juni 1905 im Berliner Schloss erhielt ich zwei Einladungskarten. Zu der einen lud ich meine Mutter ein, und es hat damals wohl keinen glücklicheren und dankbareren Zuschauer als sie gegeben. Bald erfolgte dann auch eine neue Einladung zu Vorträgen im schöngelegenen Marmorpalais, an denen dieses Mal der Kronprinz mit seiner jungen Gattin und ausser ihnen nur ihr mir bekanntes Gefolge teilnahm. Die Vorträge über die neuesten Probleme der Weltwirtschaft hatten in der Kronprinzessin einen ebenso interessierten Zuhörer gefunden wie es ihr Gatte war. Beide überschütteten mich mit Freundlichkeit. Noch eine ganze Reihe Vorträge folgten.

Meine Haupttätigkeit lag aber natürlich in Bonn. Hier gab es, von der Lehrtätigkeit abgesehen, allerlei Aufgaben. Insbesondere war die Stadt arm an schattenreichen Waldspaziergängen. In dieser Erkenntnis hatte bereits die Stadtverwaltung zum Andenken an den ersten deutschen Kaiser den Kaiser-Wilhelm Park geschaffen und damit den Zugang zu der einzigen nahen Waldpromenade offen gehalten. Eben diese Waldwege mit ihren Ausblicken auf das Siebengebirge waren in Gefahr, verloren zu gehen. Die private Spekulation hatte mit dem Aufkommen des Kraftwagens begonnen, sich des schönen Vorgebirgsgeländes zu bemächtigen. Privatbesitzer konnten aber jederzeit die Wege schliessen. Wenn nichts geschah, musste Bonn in kurzer Frist seiner einzigen nahen Waldspaziergänge, wie sie in solcher Schönheit kaum eine andere Stadt aufzuweisen hatte, verlustig gehen. Hier galt es einzugreifen, wie mein Vater es seinerzeit beim Bremer Bürgerpark getan hatte.

Schon bald nach meiner Übersiedlung hatten sich zwei andere Herren mit mir in dieser Sache an die Vertreter der Stadt gewandt und uns waren bereitwilligst Mittel in solchem Masse zur Verfügung gestellt worden, dass es gelang, die wichtigsten Grundstücke der Allgemeinheit zu sichern. Sollte aber ein voller Erfolg erzielt werden, so war opferwillige Beteiligung der Bürgerschaft erforderlich. Dazu bot die bevorstehende Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares am 27. Februar 1906 eine willkommene Gelegenheit. Der Kaiser hatte gebeten, persönliche Gaben durch Stiftung zu ersetzen, die das Gefühl für das Allgemeinwohl beleben. Die Universitätsstadt Bonn, mit der das Kaiserhaus schon in der dritten Generation verbunden war, hatte besonderen Anlass, ihre Freude über diese engen Beziehungen durch eine Kaiserspende zu betätigen, die allen, ob jung oder alt, ob arm oder reich, zu Gute kommen sollte. Deshalb erliessen wir mit zahlreichen Unterschriften einen Aufruf, zum Jubelfeste des Kaiserpaares „den einzigen Wald in der unmittelbaren Nähe Bonns dem Kaiser-Wilhelm-Park als „Hohenzollernwald“ anzuschliessen“. In den Dienst der Sache stellte ich mein Seminar. Der Erfolg blieb nicht aus. In kurzer Frist waren rund hunderttausend Mark beisammen und es werden noch ansehnliche Beträge hinzugekommen sein.

Für mich persönlich hatte dieses Unternehmen den Vorteil, dass ich mit Bonns Bevölkerung gleichsam mit einem Schlage bekannt wurde. Ich lernte seine wirtschaftliche Struktur und bürgerliche Haltung genauer kennen, als es meist, auch bei langem Aufenthalt, möglich ist.

Nach einiger Zeit trat dann die Frage an mich heran, ob ich Mitglied der Bonner Stadtverordneten-Versammlung werden wolle. Das Politische in der Stadtversammlung hatte für mich kein Interesse, aber vor der Finanzwirtschaft, der ich mich jetzt in Vorlesungen widmen musste, hatte ich eine gewisse Scheu, weil mir Anschauung und Erfahrung hier fehlten. Im Staat konnte ich sie mir einstweilen nicht verschaffen; viele Probleme wiederholten sich im Kleinen auch in der Stadt. In Köln hatte ich – gleichsam von unten – manche Einblicke in die Stadtverwaltung getan; sie, insbesondere in ihrer Finanzgebarung, auch gleichsam von oben, kennen zu lernen, reizte mich. Ich war daher einverstanden und wurde auch alsbald gewählt und in die Finanzkommission berufen. Ich gewann einen sehr guten Eindruck von ihrer Arbeit, und das ging auf das vortreffliche Zusammenarbeiten von Beamten und Stadtverordneten zurück. Ein Privatbankier, der sich aus dem Geschäftlichen zurückgezogen hatte, stellte seine Erfahrungen und Kraft, still und eifrig, in den Dienst der Stadt. So lernte ich ein kleines Muster einer Finanzverwaltung kennen und zwar ein Finanzsystem, bei dem die Hauptkunst im Zusammenpassen der einzelnen Teile bestand, deren jeder seine besondere, oft eigenwillige Entwicklung hatte. Hier konnte ich nur lernen und gab es weiter nichts für mich zu tun.

Aber unerwartet tauchte auch in Bonn eine Aufgabe auf. Durch den Oberbürgermeister war den Stadtverordneten ein Projekt der Eisenbahnverwaltung befürwortend vorgelegt worden, das die linksrheinische Eisenbahn auf der Strecke, die durch Bonn führte, höher legen wollte. Daran hatte die Eisenbahnverwaltung ein Interesse, weil der Bonner Personen-Bahnhof gewissermassen in einem Tale, dessen Senkung im Süden mehr als fünf Meter betrug; das war beschwerlich für alle ankommenden und abfahrenden Züge. Durch eine entsprechende Höherlegung der bisher im Stassenniveau verlaufenden Schienen sollte dieser Misstand beseitigt werden. Damit glaubte man auch der Bonner Bevölkerung einen Wunsch zu erfüllen; denn die lästigen Gleise-Kreuzungen konnten dann durch Unterführungen ersetzt werden. Man gab sich anscheinend der Hoffnung hin, dass diese Erleichterung die Verschlechterung aufwiege, welche die Hochlegung in wichtigen Wohnstrassen der Stadt bedeutete. Mir wollte dieses Projekt – auch in Erinnerung an die Greuel der New Yorker Hochbahn – nicht einleuchten. Es gebe doch nicht nur die Möglichkeit einer Hochlegung, es müsse auch die Frage einer Verlegung der Eisenbahn und des Bahnhofs, wie sie in Düsseldorf und jüngst in Karlsruhe ausgeführt sei, geprüft werden. Eine solche Prüfung dürfe auch vom Eisenbahnstandpunkt aus nötig sein, weil es immer dringlicher wurde, den Personen- und Güterverkehr zu trennen, also eine viergleisige Bahnlinie zu bauen. Diese Andeutungen genügten, mich zum Führer der Opposition in einer Frage zu machen, welche Erregungen hervorrief, wie sie in Bonn lange nicht erlebt waren. Der Dezernent im Eisenbahnministerium erklärte mir jedoch: So lange die Stadt Bonn uns erklärt, dass sie eine Verlegung nicht will, betrachten wir jede Arbeit, die auf dieses Projekt verwandt wird, als verloren. Der erste Schritt musste also von der Stadtverwaltung gemacht werden, und zu ihm konnte sie sich nicht entschliessen. So kam es zum Beschluss, es unter den gegenwärtigen Verhältnissen beim bestehenden Zustand zu lassen. Ich hielt diesen Ausgang des langen Kampfes für erfreulich. Zahlreiche Zuschriften brachten dieselbe Ansicht zum Ausdruck.

Der Betätigung als Professor und Stadtverordneter ging natürlich auch eine schriftstellerische Tätigkeit einher. Die Fragen einerseits des Geld- und Bankwesens und andererseits der industriellen Organisation drängten sich damals in den Vordergrund. Zu ihnen musste man, zumal in Bonn, Stellung

nehmen; wie auch zu manchen Problemen des Verkehrs. Ich behandelte sie mit einer Reihe von Aufsätzen:

Die Ursachen und Wirkungen der Konzentration im deutschen Bankwesen. *Schmollers Jahrbuch 1906*. Auch in englischer Übersetzung in der *Political Science Quarterly 1907*.

Geschichte der deutschen Bankliteratur im 19. Jahrhundert In „*Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert*“ Bd.I 1908

Die Ursachen der Goldkrise von 1907. *Gehe-Stiftung in Dresden, 1908*. Auch in französischer Übersetzung von Professor Lescure unter dem Titel: *Le marché financier américain et sa recente crise monetaire. Paris 1909*

Die deutsche Goldverfassung und ihre Reform. *Schmollers Jahrbuch 1909*

Die Wanderungen der Grossindustrie in Deutschland und in den Vereinigten Staaten. *Schmollers Jahrbuch. 1909*.

Die westdeutsche Eisenindustrie und die Moselkanalisierung. *Schmollers Jahrbuch 1910*. Auch erschienen als zweiter Band des Sammelwerkes „Im Moselland“, herausgegeben von Professor Sering.

Weltwirtschaftliche Studien. Eine Sammlung von Aufsätzen. 1911

The nationalisation of railways in Prussia. In der Veröffentlichung der Royal Economic Society “The State in relation to Railways”. London 1912

Die Stellung der deutschen Seeschifffahrt im Weltverkehr. Technik und Wirtschaft 1914.

Der Panama-Kanal und seine Bedeutung. Ebenda 1914.

Ebenso wichtig, wie die eigenen Arbeiten sind mir stets die meiner Schüler gewesen. Sie geben sogar ein vollständigeres und lebendigeres Bild meines Strebens. Manche Fragen, die mir besonders am Herzen lagen, habe ich entwicklungsfähigen Doktoranden überlassen. Es ist gerade bei wertvollen jungen Menschen oft nötig, dass sie auch von der sachlichen Wichtigkeit ihrer Arbeit überzeugt sind; hier ist es, wo Forschung und Lehre sich am fruchtbarsten für den Lehrer wie für den Schüler verbinden. Es seien ein paar Beispiele solcher Arbeiten aus dieser Zeit angeführt:

So die Dissertation über die Verbände in der Seeschifffahrt von Walter Eucken, dem späteren Ordinarius der Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg, so die Dissertation über die Einfuhr der englischen Kohle in Deutschland von Viebig, der sehr bald in der Direktion der Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaft enger Mitarbeiter von Emil Kirdorf wurde; So die Dissertation über die Rheinische Landesbank von Hellmut Poensgen, dem späteren Vorstandsmitglied der Vereinigten Stahlwerke; so die Dissertation über die Mexikanische Währungsfrage, von Schippel, dem späteren Vorstandsmitglied der Dresdner Bank. Auch von ausländischen Schülern seien ein paar Beispiele angeführt: die Dissertation über Chiles Eisenbahnen von Don Daniel Martner, dem späteren Professor und Rektor der Universität von Santiago,

die Dissertation über die Ausfuhr der englischen Kohle von Erich Zimmermann, dem späteren Professor an der Universität von North Carolina, die Dissertation über das Sparwesen in Rumänien von Costin Stoicescu, dem späteren geschäftsführenden Direktor der rumänischen Nationalbank. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, ein Bild von der Art der Seminararbeit zu geben.

Unter alten Verpflichtungen wollte ich jetzt möglichst einen Strich machen. Das gelang mir in Bezug auf die Binnenschifffahrt. In der Mannheimer Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik habe ich ein zusammenfassendes Referat über die Fragen der Binnenschifffahrtsabgaben erstattet. Schon wegen des Ortes der Veranstaltung musste ich natürlich auf Widerspruch gefasst sein. Er kam auch in reichlicher Masse. Gegen die Folgerichtigkeit meiner Darlegungen konnten Einwendungen nicht gemacht werden. Aber jede Reform ist für die Nutzniesser der bisherigen Lage unvorteilhaft. Die wenigen, die zugleich unparteiisch und sachverständig waren, teilten mir ihre Zustimmung mit. Dass ich nicht ein „Feind der Binnenschifffahrt“ war, ging schon aus meinem Kampf für die Moselkanalisierung hervor. In diesem Fall jedoch sprachen gewichtige Interessen gegen die Binnenschifffahrt.

Auf manchen dieser Arbeiten bauten sich weitere Pläne auf, deren Ausführung unter ruhigen Verhältnissen gesichert gewesen wäre, die aber der Kriegssturm umblies.

Auch bei der Handels-Hochschule machte ich nach einigen Semestern, als die enge persönliche Fühlung mit der Kölnischen Studentenschaft ihr natürliches Ende fand, insofern Schluss, als ich meine Vorlesungen aufgab. Damit wollte ich mich aber nicht von den Fragen des kaufmännischen Bildungswesen ganz abwenden. Ihre Förderung musste jetzt nur in meiner veränderten Stellung entsprechenden Formen geschehen. Ich entschloss mich deshalb, „Handbücher für Handel und Gewerbe“ herauszugeben, die einerseits der kaufmännischen Ausbildung, andererseits der wirtschaftlichen Fortbildung des Beamten dienen, also auf Studierende sowohl der Handels-Hochschule als auch der Verwaltungsakademie zugeschnitten sein sollten. Mit Rücksicht auf diese Doppelaufgabe hielt der Verlag es für geboten, den Leiter des Verbandes für kaufmännisches Unterrichtswesen sowie den Präsidenten des Statistischen Amtes des Deutschen Reiches als Herausgeber zuzuziehen. Das war keine Erleichterung der Arbeit. Wir kannten uns persönlich sehr wenig und kamen auch niemals zusammen, sodass die Verständigung oft schwierig war. Das Ergebnis war daher auch nicht einheitlich. Vielleicht konnte es das auch zu Anfang nicht sein. Die neue Sammlung, von der bis zum Weltkrieg eine ganze Reihe von Bänden herausgegeben wurde, fand Anklang. Sie füllte eine Lücke in der pädagogischen Literatur aus. Das Erreichte liess sich mit der Zeit verbessern. Doch nach dem ersten Weltkrieg fehlte bei dem Verleger wie dem Herausgeber die Unternehmungslust, das Begonnene fortzusetzen.

Die Sammlung hat auf meine übrige Tätigkeit nicht unbedeutenden Einfluss gehabt. Ich erhielt nämlich noch allerlei Anerbietungen. Insbesondere wurde ich gebeten, die Neubearbeitung des von Schönberg herausgegebenen „Handbuch der Politischen Ökonomie“, des einzigen Lehrbuchs, welches das gesamte Gebiet der Volkswirtschaftslehre behandelte, unter Heranziehung einer grösseren Anzahl neuer Mitarbeiter zu übernehmen. Mit Rücksicht vor Allem auf die „Handbücher für Handel und Gewerbe“ schrieb ich nach kurzem Schwanken dem Verleger, dass ich leider auf das freundliche Anerbieten nicht eingehen könne. Damit gab sich aber Schönberg, den ich persönlich nicht kannte, nicht zufrieden. Er bot alle Beredsamkeit auf, mich zu einer Zustimmung zu bewegen. Ich hielt jedoch an

meinem ablehnenden Beschluss fest. Darauf wandte er sich an Max Weber und zwar mit Erfolg, dass dieser mich nun seinerseits bestürmte, doch noch mein Nein zurückzunehmen und allenfalls mit ihm zusammen die Sache zu machen. Ich liess mich jedoch nicht erweichen, sagte ihm aber auf starkes Drängen schliesslich zu, das Börsenwesen für das Handbuch zu bearbeiten. Unter diesem Zwange habe ich schwer gelitten. Meine Arbeiten bezogen sich nur auf die Getreidebörsen. Sie hatte ich gründlich studieren können; eine ähnliche Gelegenheit bei den Effektenbörsen bot sich mir nicht. Schon das empfand ich als schweres Hemmnis. Es kam aber ein noch gewichtigeres hinzu. Je mehr ich mich in das Börsenwesen wieder eindachte, kam es mir als wissenschaftlich geboten vor, es nicht als Erscheinung für sich, sondern als Teil des gesamten Marktwesens zu behandeln. Das war aber eine sehr grosse Aufgabe, da im Markt schliesslich alle grossen Wandlungen in der Volkswirtschaft sich irgendwie geltend machten. In diesem weiten Rahmen wurde die Aufgabe zu einer Sisyphusarbeit. Ich habe schliesslich wohl Vorlesungen in angegebenen Sinn gehalten. Zur Ausarbeitung bin ich nicht gekommen, zumal da im Gefolge der schweren Krisen, die der erste Weltkrieg heraufbeschwor, die Regierungen sich genötigt sahen, wie nie zuvor in das Marktwesen einzugreifen.

Mein Hauptstreben ging auch in anderer Richtung. Schon in Köln hatte ich eine Vorlesung über „ostasiatische Wirtschaftsprobleme“ gehalten. In Bonn wurde sie weiter ausgebaut, und nach einer neuen Reise nach den Vereinigten Staaten, von der sogleich noch die Rede sein wird, kam eine Vorlesung über „nordamerikanische Wirtschaftsprobleme“ hinzu. Diese Arbeiten betrachtete ich als meine Hauptaufgabe. So hoffte ich die Erörterung der „Weltwirtschaft“ aus den bisherigen unfruchtbaren Allgemeinheiten herauslösen zu können. Mir lag einstweilen nur an den Vorlesungen. Das Ganze war zu sehr im Fluss. Aber natürlich hoffte ich, dass sich auch irgendwie eine Veröffentlichung ermöglichen liesse. Ich konnte ja noch mit einer langen Arbeitszeit rechnen.

Mein Leben war also nicht eintönig geworden. Meine Befürchtung, mit der Übersiedlung nach Bonn werde sich die *vita activa* in eine *vita contemplativa* verwandeln, war unberechtigt gewesen. Man konnte eher meinen, das Leben eines Professors erfordere mehr Selbstbeschränkung; aber die Unruhe in meinem Fach wurzelte in seinem Objekt, der Wirtschaft, und wissenschaftlichen Anforderungen konnte nur genügen, wer diese unruhige Wirtschaft wirklich kannte; auch widerstrebte der Volkswirtschaftslehre ihrem Begriff nach einer weite Spezialisierung und hatte es mit einem Kreis natürlicher Interessenten zu tun, der weiter war als in den meisten anderen Zweigen der Wissenschaft. Eine Verpflichtung wuchs aus der anderen hervor. Ich glaubte zu schieben und wurde geschoben.

Trotzdem genoss ich in Bonn viel mehr persönliche Freiheit als in Köln. Ich konnte jetzt wirklich auch an mich denken und gewann das Gefühl, dass es höchste Zeit sei, das zu tun. Junggeselle wollte ich nicht bleiben.

Zum Bonner Stadtbild gehörten die drei Töchter Zitelmann, die meist geschlossen auftraten, sehr oft auch in Begleitung ihres sichtlich beglückten Vaters. Ich hatte sie zuerst in Sylt während meiner grandiosen Springflut kennen gelernt. Mein Bruder und ich waren von Helgoland gekommen und trafen in Westerland die ganze Familie auf der Wandelbahn in fröhlichem Kampf mit Wind und Wellen. Die älteste Tochter hatte von der Mutter das künstlerische Talent geerbt und bildete sich als Bildhauerin aus, begeistert für die schöne Welt. Die zweite war mehr eine echte Professorentochter, sie hatte das

Abiturientenexamen glänzend bestanden und ihr vielseitiges Interesse insbesondere der Mathematik zugewandt, aber mit dem eifrigen Streben, sich aus dem Meer des Wissens auch sonst möglichst viel herauszuschöpfen. Die dritte Tochter war in sozialer Arbeit, insbesondere als Leiterin eines Kinderhorts eifrig tätig und war die lieblichste. Sie war der Mutter am ähnlichsten, wirkte still und nützlich im Hause und sah mit frohem Stolz zu den älteren Schwestern, wie zu den Eltern auf; und nur so nebenher erfuhr ich, dass sie für eine schwierige mathematische Aufgabe eine Lösung gefunden habe, die in der Wissenschaft, - nach Professor Erhard Schmidts Aussage – bisher unbekannt war.

Das Zusammentreffen am Nordseestrand war ein kurzes, aber eindrucksvolles Vorspiel. Nach der Rückkehr in Bonn vereinfachte sich die Lage. Obwohl der Vater seine Töchter als persönlichen Schatz mit Eifersucht hütete, hatte die mittlere und enigischste den Mut, sich zu verloben und sogar sich zu verheiraten; und die älteste war nach Paris und Brüssel gegangen, um sich dort in ihrer Kunst noch zu vervollkommen. Die Jüngste war allein übrig geblieben. Die Aussonderung, die ich kaum fertig gebracht hätte, hatte ein verständnisvolles Schicksal vorgenommen. Es weckte in ihr und mir auch das gleiche Interesse für die Vorträge, die Bonns trefflicher Archäologe Löschke angekündigt hatte, so dass es möglich wurde, sie allein mit ihrer Mutter zu sehen und sie auch bisweilen ganz allein zu sprechen. Dass höhere Mächte hier walteten, war mir sehr bald klar; aber der Gedanke, Frau eines beträchtlich älteren ordentlichen Professors zu werden, der noch dazu eine völlig unbekante Wissenschaft vertrat, erschreckte anfangs das scheue Herz der zarten Menschenblüte, und allerhand Geduld war nötig, diese Scheu zu überwinden. Als das aber gelang, war das Glück um so grösser. Das Leben hatte mich mit Geschwisterliebe ungewöhnlich reich ausgestattet und mir manche schöne Überraschung beschert; und doch war es mir oft leer erschienen. Jetzt hatte es Inhalt gewonnen. [*Heirat ca. 1909*]

Was war das schon ein Erlebnis, dass jetzt zwei grosse Familien in enge Verbindung mit einander traten! Ein stürmischer Zuwachs an Eltern und Geschwistern, Onkeln und Tanten, Vettern und Basen! Alles was die eine Familie anging, bewegte auch die andere. Das Empfindungsleben erfuhr zugleich eine Weitung und Vertiefung. Es wirkte fast beängstigend, wie sich der längst ziemlich festgefahrene Kreis von Menschen, die sich duzten, plötzlich vergrösserte. Das Leben gewann gleichsam neue, weitverzweigte Wurzeln.

Mein Schwiegervater entstammte einer alten pommerschen Juristenfamilie, die vom Handwerker zum Geistlichen und von ihm zum Beamten aufgestiegen war. Sein Vater, der als Justizrat und Generallandschaftssyndikus wirkte, war – ähnlich wie mein Vater – durch charaktervolle Stellungnahme in seiner Laufbahn gehemmt worden. Er selbst war in seiner ersten Professur in Rostock Nachfolger Thons gewesen, der bei meinem Doktorexamen den ersten Versuch gemacht hatte, mich für die akademische Laufbahn zu gewinnen, und in Bonn Nachfolger Bechmanns, dem ich meine juristische Bildung wohl in erster Linie zu danken hatte. Er war in fünfundzwanzig Jahren enger als ein anderer Professor mit Bonn verwachsen - , er war z.B. Präsident des Beethoven-Vereins. Ich hatte ihn zuerst wegen seiner Lebhaftigkeit sogar für einen Rheinländer gehalten. So verschieden wir auch im Temperament und Wesen waren, wir berührten uns in der Stellung zu unserem Beruf und in seiner Auffassung. Auch Zitelmann wollte nicht ausschliesslich der Erkenntnis sein Leben widmen, sondern auch das als richtig Erkannte nützlich verwenden. Als sich das nicht erreichen liess, dachte er daran, trotz aller Lehrerfolge, Rechtsanwalt zu werden oder gar zur Volkswirtschaftslehre noch überzugehen;

erst als das Bürgerliche Gesetzbuch grosse Aufgaben ausserhalb der Universität mit sich brachte, söhnte er sich mit seinem Beruf aus. Seinen umfassenden Vorträgen vor den Hamburger und Bremer Juristen zur Einführung in das neue Gesetzbuch glaubte er es zu verdanken, dass er „praktischer Jurist geworden“ sei. Auch in der Auffassung der eigentlichen Professorentätigkeit berührten wir uns insofern, als er auch Übungen für wichtiger und schwieriger hielt als Vorlesungen, in ihnen „Gewinnung des Allgemeinen und liebevollen Vertiefung in das Einzelne“ erstrebte, mit dem Ziele, alle Teilnehmer möglichst in den Stand zu setzen, jeden Tatbestand, also hier jeden Rechtsfall, sachgemäss zu behandeln. So weit unsere Ansichten auch oft auseinander gingen, wir haben uns in allen Universitätsangelegenheiten stets leicht verständigt. Schönegeistige Interessen überwogen in der fesselnden Wirkung seiner Person den Eindruck des Juristen.

Meine Schwiegermutter stammte aus Weimar und zwar aus einer Familie v. Conta, die aus Italien in der Zeit der Spätrenaissance nach Frankreich eingewandert war, bei der Aufhebung des Edikts von Nantes aber – sieben Brüder – nach Maastricht flüchtete und sich von dort in der Welt zerstreute. Von diesem Internationalen Charakter war meiner Schwiegermutter aber nichts anzumerken. Sie war stolze Weimaranerin. Ihr Grossvater war Landesdirektionspräsident in Weimar und hatte nicht nur mit dem Grossherzog Karl August, sondern auch mit Goethe in Verbindung gestanden. Ihr Vater hatte sich dem Soldatenberuf gewidmet und sich als General ausgezeichnet. Sie brachte etwas von der ruhevollen Würde des alten Weimar in die bewegte Familie, verband mit freudigem Herzen einen empfänglichen Sinn für alles Schöne und Gute, war auch selbst als Malerin von Porträts erfolgreich tätig.

Meine Frau hatte keinen Bruder, aber meine lieben Schwägerinnen erweiterten den Interessenkreis der Familie sehr, indem die ältere sich mit dem Professor der Physiologie Pütter, die jüngere mit dem Professor der inneren Medizin Finkelnburg verheiratete; mit beiden verband mich bald eine nahe Freundschaft. Dass auch Otto v. Gierke mein Onkel, und seine Söhne und Töchter meine Vettern und Cousinen wurden, empfand ich als ein weiteres Glück.

Aber die Hauptbereicherung war natürlich das eigene Heim. Noch im ersten Jahr der Ehe schenkte meine Frau mir Zwillinge und zwar nicht ein Pärchen [geb. 1910]. Das bedeutete mehr als doppelte Freude. Denn die Entwicklung der beiden so verschiedenartigen Menschenkinder gab immer neuen Anlass zu freudigem Staunen. Als nach Jahresfrist noch ein Junge hinzu kam [geb. 1911], der als Einling seine gesunden, aber zarten Geschwister in der Grösse bald nahezu eingeholt hatte, da war in der jungen Generation ein neues Trio erwachsen, auf das Eltern und Grosseltern nicht minder stolz waren als mein lieber Schwiegervater auf seine drei lieben Töchter. Unsere „Drillinge“ haben viele Beachtung gefunden, am meisten, als sie später in der Dahlemer Dorfkirche zusammen konfirmiert wurden.